

Michel Raab, Cornelia Schadler (Hg.)

# **Polyfantastisch?**

**Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis**

UNRAST

# Meine Freundin und ihr Freund

Oder: Gibt es Sprache jenseits der Mononormativität?

Gesa Mayer

*Meine Freundin und ihr Freund haben es gut gemeint,  
als sie meinten, sie würden mir mal schreiben.  
Und als sie's mir gestand, an einem Imbissstand,  
meinte ich noch, ich könnt' nicht lange bleiben.*

[...]

*Meine Freundin und ihr Freund haben es gut gemeint,  
als sie meinten, sie kämen mich mal besuchen.  
Und als sie's mir gestand, an einem Imbissstand,  
meinte ich noch, ihr könnt's ja mal versuchen.*

[...]

Ich bin ein großer Fan der Musikgruppe Tocotronic. Seit ihrer ersten Platte. Die erschien im Jahre 1995 und enthält das Stück *Meine Freundin und ihr Freund*.<sup>1</sup> 1995, da war ich 15 oder 16, und ich traute mich kaum, mir ein- und zuzugestehen, in *einen* Menschen verliebt zu sein. Geschweige denn in mehrere zugleich. Meine Freundin und ihr Freund? In meiner Mono-Welt konnte damit ja wohl nur gemeint sein: meine Liebste und ihr Kumpel. Oder andersrum: meine platonische Freundin und ihr Lover. Oder vielleicht gerade noch: die, mit der ich befreundet bin, und der, mit dem sie befreundet ist. Aber jedenfalls nicht: meine Beziehungspartnerin und ihr Schatzi. Oder etwa doch? Oha, hatte diese Freundin etwa was mit beiden? Parallel? War das Teil ihres Geständnisses? Oder war das lyrische Ich zwar nicht mit jener Freundin liiert (schließlich war sie ja schon an ihren Freund vergeben), hatte aber insgeheim ein sündiges Auge auf sie geworfen? Und war es deshalb besser, nicht lange zu bleiben?

---

1 *Meine Freundin und ihr Freund* ist der zweite Track auf dem Album *Digital ist besser*, das im März 1995 bei L'Age d'or erschien.

Als Tocotronic dann 15 Jahre später verkündeten: »Im Zweifel gegen Zweisamkeit und Normativität«<sup>2</sup>, da stießen sie bei mir allerdings schon auf offenere Ohren. Denn mittlerweile dämmerte auch mir, dass es durchaus praktikabel und ziemlich cool sein kann, in mehrere Menschen gleichzeitig verknallt oder verliebt zu sein. Und mit verschiedenen Leuten Körperlichkeit zu teilen. Mit dem Wissen und Einverständnis der Beteiligten. Und Freund\*innenschaften zu pflegen, die gelegentlich auch Sex oder so beinhalten, ohne dass daraus irgendwelche Komplikationen entstünden. Konsensuelle Nichtmonogamie! Offene Beziehungen! In diversen Konstellationen! Und zeitweise sogar: Polyamory! Geil! Ein Problem aber bleibt.

### Von der Unmöglichkeit, »mein« zu sagen

Spreche ich gegenüber Dritten, die mich und meine Lebensweise nicht näher kennen, von »meinem Freund«, dann hören die Leute in der Regel noch immer: monogame Zweierbeziehung. Sie denken: Die hat einen Lebensabschnittsgefährten, also wird sie sonst gerade keine\*n haben wollen und dürfen. Sie glauben auch: Für die Person, die mit Gesa zusammen ist, ihren Freund eben, kann es derweil keine weiteren Lieben geben. Weil: Die beiden gehören (zu)einander. Sie haben gegenseitig den Anspruch auf Ausschließlichkeit, zumindest im Hinblick auf Liebe, Sex und Zärtlichkeit. »Mein Freund«, da braucht es nicht mal mehr die Nennung des Namens, schließlich erhalten wir beide bereits und zuvorderst durch die sprachliche Markierung als zusammengehörig die Weihen einer besseren Hälfte. Und (nur) gemeinsam ergeben wir ein Ganzes. Sogar noch besser würde das funktionieren, könnte ich sagen »mein Mann«. Dann wäre die Norm, in sexueller und emotionaler Hinsicht eine Dyade zu bilden, zusätzlich noch über das gesetzliche und/oder christliche Gebot ein-ehelicher Treue abgesichert. Monogam bis dass der Tod euch scheidet. Gott bewahre.

Klar, ich kann versuchen, das Problem sprachlich zu umgehen. Zum Beispiel, indem ich nicht sage »mein«, sondern »ein Freund«. Dann greift sie erstmal nicht, die Unterstellung, wir könnten jetzt nichts mehr mit anderen starten. Denn schließlich sind wir zwei ja offenbar: nur Freunde. Not in love. Nicht intim. Oder jedenfalls kein Paar. Ergo ohne monogame

2 Textzeile aus dem Stück *Im Zweifel für den Zweifel*, Singleauskopplung aus Tocotronics neuntem Studioalbum *Schall & Wahn* von 2010 (Vertigo/Universal).

Eigentumsrechte am anderen. Leider beinhaltet dieser Verzicht auf das besitzanzeigende Fürwort – zumindest in einer Gesellschaft, die romantische Liebesbeziehungen feinsäuberlich von Freund\*innenschaften getrennt sehen möchte und Ersteren standardmäßig größere Relevanz zumisst als Zweiteren – eine Distanzierung, eine Relativierung, eine Verleugnung. Och, das ist bloß ein Freund. Nix von Bedeutung. Jedenfalls nicht so bedeutsam wie eine Beziehung ... Hmm, irgendwie nicht so schön, einen so wichtigen Menschen als irgendeinen Bekannten unter vielen dastehen zu lassen. Irgendwie nicht so schön, Freund\*innen, mit denen ich gerne körperlich bin, unbeabsichtigt als welche auszugeben, die mich nur platonisch interessieren. Oder, fast noch schlimmer, die ich nur platonisch interessiere. Je nachdem, über welche\*n Freund\*in ich gerade spreche, könnte ich vielleicht stattdessen sagen: »der Vater meiner Kinder«. Aber da lauert sie schon wieder, die obligatorische Monogamie-Vermutung. Genauer, die Annahme, Beziehungen hätten seriell aufeinander zu folgen, sich aber zeitlich nicht zu überschneiden. Aha, soso, jetzt macht sie mit XY rum – und vom Kindsvater ist sie getrennt. Bin ich ja gar nicht! Noch so ein Missverständnis, das es auszuhalten gilt. Oder auszuräumen. Dann müsste ich beispielsweise korrigieren: »Nö, nicht mein Exfreund. Wir sind zusammen. Aber eben nicht exklusiv. Wir leben ja nicht-monogam. Einvernehmlich. Jetzt gerade hat er ein Date. Nein, ich bin nicht eifersüchtig. Nein, unsere Beziehung leidet keinen Mangel. Nein, wir haben nicht ständig Gruppensex. Schade eigentlich.« Bla bla bla. Schon mal den Kita-Erzieher\*innen deines Kindes oder den Sachbearbeiter\*innen beim Wohngeldamt oder irgendwelchen anderen Leuten, mit denen dich nicht besonders viel verbindet und die es eigentlich überhaupt nichts angeht, dein Beziehungskonzept und -leben auseinandergesetzt? Einfach, weil du diesmal keine Lust mehr hattest, stillschweigend an der Reproduktion jener mononormativen Weltansicht mitzuwirken, in der »Ihr Partner« garantiert im Singular stehenbleibt? So ein spontanes Poly-Outing außerhalb der eigenen diskursiven Komfortzone – und die Kommentare, die das dann häufig evoziert (»Interessant. Aber *ich* könnte das ja nicht!«) –, das ist ja manchmal ganz lustig, oft aber auch ziemlich nervig.

Noch schräger wird es, wenn du als Frau bzw. als weiblich gelesene Person »meine Freundin« sagst. Dann geben sich in der Rezeption Mono- und Heteronormativität noch offensichtlicher die Klinke in die Hand. Dann hören die Leute – anders als bei der männlichen Form – trotz des Posses-

sivpronomens plötzlich nicht mehr: meine Liebesbeziehung. Sondern mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit erst mal: gute Freundin. Ohne Heißfinden, ohne Anfassen. Denn eine Frau (und Mutter!) wird ja wohl kaum, zumal während sie zugleich in heterosexuellen Beziehungen lebt, auch noch was mit Frauen\* am Laufen haben. Oder mit Enbys, nichtbinären Menschen. Knutschen! Sex! Gelegentlich. Und aber auch: Freund\*innenschaft. Und Spannung und Spiel und Schokolade.<sup>3</sup> Was sagt man denn dazu!? *Friends with benefits? Fuckbuddy?* Äh, aber verschweigt das nicht irgendwie den nicht-monogamen Charme des Ganzen, und auch die Queerness? Was dann? Freund\*innen plus? Aber haben oder verdienen andere, weniger körperbezogene Freund\*innenschaften denn kein Extra? Und überhaupt, sind sie notwendig weniger berührend, weniger lustvoll, sofern sie keine Sexualität (oder das, was landläufig darunter verstanden wird) beinhalten? Muss ich jetzt schon wieder mein Begehren in langen Sätzen ausbreiten, nur um festzustellen, dass es sich in unserer mononormativen Sprache einfach auf keinen Begriff bringen lässt?

## How to do things with(out) words

Mit den (Un)Möglichkeiten konsensueller Nichtmonogamie und nicht-normativen Begehrens beschäftige ich mich nicht nur privat, sondern auch als Soziologin. Ich habe also auch beruflich schon mit einigen Menschen gesprochen, die nicht in monogamen, romantischen Zweierbeziehungen leben. Und es gibt wirklich kaum ein Interview, in dem nicht irgendwie die Schwierigkeit thematisiert wird, solche unorthodoxen Verhältnisse, Praktiken, Konstellationen, Erlebnisse, Menschen adäquat zu benennen (vgl. auch Barker 2005, Ritchie/Barker 2006). Oder die Last, die es für einvernehmliche Nichtmonogamien darstellt, wenn sie – wie etwa häufig in Medienberichten über Polyamory oder, noch gruseliger, über »Polyamoristen« – in den Wortbestand und Denkhorizont der Mononormativität gepresst werden. In so irreführende Schlagzeilen wie »Fremdgehen mit gutem Gewissen«; »Der erlaubte Seitensprung«; »Untreue light«; »Betrug mit Ansage«. Wie ärgerlich und vielsagend zugleich, wenn solche Falschmeldungen mal wieder deutlich machen, wie wenig der mehrheits-

3 Kennt eigentlich irgendjemand außer mir noch diese Ü-Eier-Werbung aus den 90ern? »Au ja, was Spannendes! Und was zum Spielen! Und Schokolade!« – »Aber das sind ja gleich *drei* Wünsche auf einmal. Das geht nun wirklich nicht.«

gesellschaftliche Diskurs tatsächlich von der Norm trauter Zweisamkeit abrücken kann oder will.

Gut, solch heftiger sprachlicher Entgleisungen kann mensch sich bei der Besprechung des eigenen Entwurfs konsensueller Nichtmonogamie vielleicht enthalten. Darüber hinaus, so sagen manche Interviewpartner\*innen, möchten sie aber auch mononormativ vorbelastete Begriffe wie »Liebe«, »Beziehung« oder eben »meine Freundin« grundsätzlich nicht mehr in den Mund nehmen. Obwohl es gewiss nicht immer einfach sei, darauf zu verzichten. Denn stattdessen brauche es manchmal ellenlange Umschreibungen. Und trotz ausgiebiger Erklärungen blieben oft Unsicherheiten, wie man denn nun zueinander steht und wie verbindlich man sich aufeinander beziehen möchte, wo der Rückgriff auf ein vertrautes »Wir sind zusammen« oder »Ich liebe dich« blitzschnell für vermeintliche Klarheit und Beruhigung sorgen könnte. Solche Umstände nehmen sie aber in Kauf, weil sie die Offenheit, Vielschichtigkeit und Dynamik ihrer Verbindungen und Affektivität in den althergebrachten Floskeln und Kategorien nicht repräsentiert sehen. Weil die gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen klare Grenzen suggerieren, wo eigentlich fließende Übergänge sind oder entstehen könnten, für die es noch keine begriffliche Einsortierung gibt (und vielleicht auch keine geben soll). Und weil diese bewusst nicht-monogam lebenden Menschen es vermeiden wollen, zusammen mit den Wörtern auch gesellschaftlich an diesen klebende Erwartungen und Normen, die zum Kanon der romantischen Zweierbeziehung gehören, in ihre Gefühlswelten, Erfahrungen und Umgangsweisen hineinzuholen und so das Leben immer aufs Neue nach mononormativen Schablonen zu modellieren.

Denn Sprache bildet Wirklichkeit nicht einfach ab, sie stellt sie auch her. Wir benutzen Worte nicht bloß um auszudrücken, was wir sowieso schon wussten oder dachten oder tun. Sondern das uns zur Verfügung stehende Vokabular, die Formulierungen und Metaphern, die wir gebrauchen (gebrauchen müssen, weil oder solange wir keine anderen haben), machen etwas mit uns. Mit unserer Subjektivität. Unseren Interaktionen. Unseren, tja, Beziehungen. Sie stecken ab, welche Beziehungsformen und Lebensweisen überhaupt vorstell- und realisierbar sind. Und es gibt performative Äußerungen oder Sprechakte, welche mittels gesellschaftlicher Konventionen mit einer solchen Autorität ausgestattet sind, dass durch sie buchstäblich eine Handlung vollzogen werden kann (Austin 1986, 2000). Dafür bedarf es nicht einmal des berühmten »Ja, ich will« vorm

Traualtar, mit dem wir den Bund fürs Leben schließen und einander ewige Treue versprechen. Schon ein positiv beschiedenes »Willst du mit mir gehen?« ist geeignet, unseren Status schwuppdiwupp von »Single« auf »In einer Beziehung« umzustellen – verbunden mit einer langen Kette von Ansprüchen, Restriktionen und Glücksversprechen, die in einem mononormativen Deutungsrahmen ganz unhinterfragt darauf ausgerichtet sind, eine, und zwar nur eine, Paarbeziehung zu führen. Und weil uns die große Erzählung »Romantische Liebe« seit frühesten Kindheit auf allen Kanälen zutextet, bedarf es dann eigentlich nicht mehr vieler eigener Worte. Denn ist doch klar: Du bist mein\*e Liebste\*r und ich werde deinen Bedürfnissen Priorität vor denen aller anderen einräumen. Du willst mit mir – und zwar bitte ausschließlich mit mir – Sex haben. Und zusammenwohnen. Eine Familie gründen. Oder mindestens zusammen urlauben. Denn ach, wir beide, wir ergänzen uns doch einfach perfekt, wir gehören zusammen wie Topf und Deckel! Andernfalls haben wir ein Problem. Ein Defizit. Dann müssen wir tatsächlich mal reden. Zur Not auch: Ratgeber lesen, Therapie machen. Oder Schluss.

Ach soo, du willst gar keine monogame Zweierbeziehung!? Dann sollten wir natürlich jetzt sofort schon reden. Lange. Viel. Immer wieder. Denn: Wir müssen, wir dürfen aushandeln, wie wir uns das genau vorstellen. Und: Wir dürfen, wir müssen darüber kommunizieren, was da so läuft (und laufen darf) mit unseren anderen Schnuckies und Mausis und Hasis. Außerdem müssen wir dem staunenden Publikum verklickern, dass wir uns trotzdem lieb haben. Quatsch, nicht trotzdem. Deshalb! Allein, da ist sie schon wieder, diese elende Sprachbarriere. Wie nennen wir das eigentlich, was wir da haben, machen, begehren? Wie können wir diese zauberhaften, spannenden und manchmal schwer greifbaren, herausfordernden oder teils auch gar nicht so spektakulären Gefühle, Kontakte, Praktiken und Verbindungen in Worte fassen, ohne ihnen und uns selbst immer wieder diese Stempel aufzudrücken, auf die wir eigentlich gar keinen Bock mehr haben?

## Das Wort ergreifen

Und ist es auf der Suche nach einer weniger mononormativen Sprache überhaupt unabdingbar, sinnvoll und möglich, die vorhandenen Bezeichnungen komplett wegzuradieren, mit einem schwarzen Balken oder warnenden BEEEP zu zensieren? Könnten wir nicht stattdessen manche Worte – Ach-

tung! – subversiv resignifizieren (Schütze 2019)? Sie also gewissermaßen kapern und ihnen, etwa durch Iteration – eine leicht verändernde Wiederholung in einem anderen Kontext (Derrida 1999; vgl. Culler 1999) – eine (teil-)neue Bedeutung andichten, auf die wir uns positiv beziehen können? Wenn das sogar mit ehemals verletzenden Benennungen wie ›queer‹ oder, bedingt, ›Schlampe‹ oder ›Flittchen‹ gelingen kann, warum dann nicht mit weniger despektierlichen, aber dennoch krass mononormativ aufgeladenen Wörtern wie ›Beziehung‹, ›Affäre‹, ›Familie‹, ›Liebhaber\*in‹ etc.? Zum Beispiel bediene ich mich, um von meinen *flings* zu erzählen, manchmal absichtlich – und nicht ganz ironiefrei<sup>4</sup> – einer Terminologie, die eigentlich aus der Mottenkiste der Mononormativität stammt. Wie etwa der etwas kitschig angehauchten »Liaison« oder des putzigen, leicht betagten »Techtelmechtels«. Oder der guten alten »Liebschaft«, die laut Duden ein »nicht sehr ernsthaftes Liebesverhältnis« meint. Womit in jenem Zusammenhang, so verrät auch ein Blick auf die von der Suchmaschine angebotenen Synonyme, vor allem auf leichtsinnige affektive und/oder promiske Abenteuer abgehoben wird. Okay, ihr habt es historisch als anrühlich und verwerflich konstruiert, wenn sich jemand, zumal eine Frau\*, sexuelles Amüsement und amouröse Kontakte ohne zwingende Absicht auf Langfristig- und Verbindlichkeit gönnt? Ich finde aber, sofern *safe, sane, and consensual*, genau solch ein hedonistisches Lotterleben gut! Also bemächtige ich mich eurer eigenen Wort-Waffen; ich stelle die Übergriffigkeit *und* Überholtheit eurer altbackenen, gegenderten Mono-Moral zur Schau, indem ich sie augenzwinkernd zitiere und zugleich unterlaufe. Wobei ich mir vorbehalte, dass die Liebschaften, von denen hier nun in einem neuen, nämlich im sexpositiven Pro-Poly-Kontext die Rede ist, genau so fresh, locker und/oder beständig sein können, wie *wir* das jeweils wünschen und

4 In seiner sehr lesenswerten philosophischen Untersuchung zur Subversion verletzender Worte macht Christian Schütze (2019) vier Bereiche des Kontextes aus, die für das Zustandekommen und Gelingen subversiver Resignifizierung relevant sind: »erstens die Funktionsweise *rhetorischer Tropen* wie beispielsweise der Ironie oder der Parodie in subversiven Praktiken, zweitens die Funktionsweise von *Verkörperungsformen* solcher Praktiken wie etwa das Augenzwinkern, das ironische Lächeln oder die parodistische Übertreibung, drittens das Anknüpfen der Praktiken an im Kontext wirkmächtige Diskurse [...] und viertens die sozialen Positionierungen der Akteur\_innen im Hinblick auf soziale Beziehungen, zugeschriebene Identitäten, institutionellen Status und praktische Autorität.« (Schütze 2019: 24; kursiv i.O.)

feiern. Und aus dieser selbstbewussten Aneignung und kleinen Sinnverschiebung des Wortes ziehe ich Vergnügen und Empowerment. Ha!

Aber wie ist es, wenn ich zwischendurch auch einfach mal ohne Süffisanz, ohne rausgestreckte Zungen oder Mittelfinger, ohne besondere rhetorische Kniffe Gehör finden möchte? Wie oft muss ich mich wiederholen und wer muss das mit mir zusammen oder unabhängig von mir auch noch schrei(b)en, aus welcher Sprecher\*innen-Position heraus, mit wie viel Macht und Nachdruck und in welcher Situation, bis ich jemals ernsthaft sagen können werde: »Ich bin gerade ganz doll verliebt in ...« – und mein Gegenüber, oder vielmehr: der Diskurs, erwartet als Vervollständigung nicht automatisch die Adressierung des oder der Einen, sondern zieht zumindest in Betracht, dass der Satz ebenso gut weitergehen kann mit: »... zwei Menschen. Mindestens! Und wir alle sind damit sehr glücklich.« Wann wird »She loves you« nicht mehr ganz selbstverständlich als »Sie liebt dich« übersetzt, sondern endlich mal mit »Sie\* liebt euch, yeah, yeah, yeah!«<sup>5</sup>

## Polyamory oder was?

Puh – Iteration, Ironie, Resignifikation ... lohnt sich das ganze Trara überhaupt? Wozu sich weiter absabbeln? Steht denn nicht mit dem wohlklingenden ›Polyamory‹ bereits eine attraktive und mittlerweile auch einigermaßen salonfähige Begriffsschöpfung, ja, ein ganzes beziehungsphilosophisches Konzept zur Verfügung, um meine Kapazität, mein Verlangen, meine Praxis des Mehrfachliebenden zu beschreiben? Um meinem Begehren eine positive Aura und gesellschaftlich akzeptable Gestalt zu verleihen? Na gut, die Griechisch-Latein-Kombi belächeln einige bildungsbürgerliche Streber\*innen zwar als etwas eklektizistisch. Aber immerhin liest sich ›polyamor‹ doch nicht so sperrig, so anti und trotzdem immerzu Rekurs auf die Norm nehmend wie dieses rein negativ bestimmte ›nicht-monogam‹ – oder?

Nur: Vielleicht muss es ja gar nicht immer Polyamory sein. Nicht immer tiefgehende, dauerhafte, verbindliche Liebesbeziehungen. Vielleicht möchte ich heute, ihr ahnt es schon, auch einfach wen aufreißen. Und vielleicht mag ich diese Person(en) sogar sehr. Aber tatsächlich Liebe? Mal sehen.

5 Okay, ich weiß, die Beatles haben damals tatsächlich »Sie liebt dich« gesungen. Auf Deutsch, 1964. Aber welcher Text gehört schon dauerhaft seinen Autor\*innen?

Soll ja mal vorkommen. Nur jedenfalls nicht so gerne per Dekret. Schon vor Jahren, als der Polyamory-Hype hierzulande gerade erst in Fahrt kam, haben Autor\*innen wie Thomas Schroedter und Christina Vetter (2010) oder Christian Klesse (2006) eine Kritik vorgetragen, die heute etwa von beziehungsanarchistischer Warte erneuert wird. Und zwar, dass Polyamory sich definitorisch wie konzeptionell doch sehr dem Diskurs der romantischen Liebe andiene, während *casual sex*, BDSM, alle möglichen *kinks* sowie asexuelle und/oder aromantische Interessen oftmals als nicht der Rede wert dargestellt oder von vornherein ausgeschlossen würden. So scheinen manche Polyamory-Fans die Seriosität und höchsten ethischen Standards ihrer Vielliebe unter Beweis stellen zu wollen, indem sie diese in Wort und Bild auf heterosexuelle Vanilla-Kuscheligkeit, konstante romantische Bindungen und manchmal gar spirituelle Erleuchtung festzuschreiben suchen. Einige meiner Interviewpartner\*innen, und auch ich selbst, sprechen daher gar nicht mehr so gerne, oder jedenfalls nur im Hinblick auf spezifische Beziehungsentwürfe, von Polyamory. Und nutzen ansonsten – obwohl auch das nicht unumstritten und womöglich nicht die eleganteste Lösung ist<sup>6</sup> – eher die Kurzform ›Poly‹ bzw. ›poly‹, um auch sprachlich eine Offenheit für die Vielfältigkeit nicht-monogamer Begegnungen deutlich zu machen. Es geht halt nicht immer nur um *amore*. Aus ähnlichem Grund, also wegen der darin eingeschrieben, normativen (wenn auch möglicherweise resignifizierbaren, umdeutbaren, s.o.) Liebes-Fokussierung, mag ich auch den Begriff *metamour* bzw. eingedeutscht Metamour nicht so sehr, der ja eigentlich die umständliche Konstruktion »der\*die andere Partner\*in meiner Partner\*in« ersetzen soll. Zumindest finde ich ihn nicht ausreichend. Denn manche Liebeleien werden oder bleiben halt keine gefestigten Liebesbeziehungen, keine Partner\*innenschaften im engeren Sinne. Außerdem kann mich ja mit den Leuten, selbst wenn wir keine romantische Beziehung miteinander führen, durchaus mehr verbinden als die Tatsache, dass wir eine gute Zeit mit derselben Person haben. Daher mag ich anstelle

6 Da ›Poly‹ oder ›poly‹ auch als (Selbst-)Bezeichnung für und von Menschen genutzt wird, die von den polynesischen Inselgruppen stammen bzw. die sich polynesischen Communitys zugehörig fühlen, wird seit einigen Jahren kritisch diskutiert, ob Verkürzungen von ›Polyamory‹ auf ›Poly‹ oder von ›polyamory‹, ›polyamorous‹, ›polyamorös‹, ›polyamor‹ etc. auf ›poly‹ (insbesondere bei der Verwendung entsprechender Hashtags) nicht eine unzulässige Übernahme darstellen.

von »meine Freundin und ihr Freund« nur bedingt und in wenigen Fällen sagen »meine Freundin und mein Metamour«.

Na, zum Glück schillern ja im Wortschatzkästchen mittlerweile noch allerhand andere schöne neue Termini. Forschten meine Kommiliton\*innen und ich vor 15 Jahren noch recht weitschweifig zu >nicht-monogamen Beziehungsgeflechten<, hätten wir heute vielleicht eine knackige Studie zu >Polykülen< vorgelegt. Hilfreich ist auch, dass ich für die freudige Anteilnahme an den Polyerfahrungen meiner Süßen nunmehr das englische *compersion* als Begriff und Mindset im Repertoire habe. Dennoch fühle ich mich, trotz aller *new relationship energy*, heute irgendwie etwas *wibbly*, ein bisschen unsicher und fehl am Platz, wenn ich die beiden dort am Imbissstand so innig miteinander sehe. Mit lexikalischen Sammlungen wie dem *Glossary of poly terms*<sup>7</sup> steht tatsächlich eine beachtliche Palette von Begrifflichkeiten bereit, um mein Affekt- und Beziehungsleben auszubuchstabieren. Gut, meiner Mutter und auch vielen meiner Freund\*innen kann ich mich mit meinem fancy Fachjargon wahrscheinlich noch immer nicht verständlich machen. Und manchmal frage ich mich selbst, ob es wirklich für jede Konstellation, jede Praktik, jede Gefühlsregung eines verbrieften Konzepts, eines Wörterbucheintrags bedarf. Vielleicht ja. Denn wenn es stimmt, dass Sprache soziale Wirklichkeit herstellt, dann kann es doch sicher nicht schaden, mittels Wortkreationen und deren Verlautbarung performativ einen Raum für neue Erfahrungen zu öffnen (vgl. Barker 2005, Ritchie/Barker 2006). Und damit noch mehr Begehren zu produzieren: Hui, was es nicht alles gibt! Will auch! Her damit! – Aber halt, stopp: Wird denn nicht stets auch etwas abgeschnitten, etwas ausgeschlossen, etwas stillgestellt, etwas in die Ordnung des Diskurses (Foucault 1991) eingepasst oder – wie wir mit Gilles Deleuze und Félix Guattari (1977, 1992) sagen könnten – ein Begehrensstrom codiert, sobald ich ein Etikett draufklebe und einen Beipackzettel dazulege? Sobald ich mir eine Bezeichnung als ein »Ich bin so und nicht anders«-Identitätsangebot zu eigen mache und/oder von anderen damit gelabelt werde? Ist es nicht manchmal besser, unaussprechlich zu sein, unleserlich, unvernnehmbar, unsagbar, unbeschreiblich, unerhört, weil weniger gut zu katalogisieren, weniger schnell in eine Schublade zu stecken, weniger leicht zu regieren? Einfach mal genüsslich die Aussage verweigern? Oder produzieren die nicht-monogamen Wunsch-

7 <https://www.morethantwo.com/polyglossary.html>, abgerufen am 23.09.2019.

und Schreibmaschinen – ja, wir sind viele – ohnehin unaufhaltsam neue Sprachspiele, immer lauter und leiser, stammelnder und gerader heraus, krakeliger und schnörkeliger, als die Texterkennungsprogramme und Soziologieseminare das alles zu scannen und zu normalisieren vermögen?

So oder so: Meine Freundin und ihr Freund könnten mich wirklich mal wieder besuchen! Am besten, sie bringen noch ein paar Freund\*innen mit. Und dann erstmal 'ne Runde, ähem, quatschen.

## Literatur

- Austin, John L. (1986). *Zur Theorie der Sprechakte (How to Do Things with Words)*. Stuttgart: Reclam.
- Austin, John L. (2000). Performative Äußerungen. In: Joachim Schulte (Hrsg.), *Arbeitstexte für den Unterricht. Philosophie und Sprache*. Stuttgart: Reclam, S. 135-146.
- Barker, Meg (2005). This is my partner, and this is my... partner's partner: Constructing a polyamorous identity in a monogamous world. *Journal of Constructivist Psychology* 18(1), 75-88.
- Culler, Jonathan (1999). Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie. Neuausgabe, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1977). *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (1992). *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*. Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques (1999). Signatur, Ereignis, Kontext. In: Ders. *Randgänge der Philosophie*. Wien: Passagen, S. 325-351.
- Foucault, Michel (1991). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Klesse, Christian (2006). Polyamory and its ›Others‹: Contesting the Terms of Non-Monogamy. *Sexualities* 9(5), 565-583.
- Ritchie, Ani; Barker, Meg (2006). ›There Aren't Words for What We Do or How We Feel So We Have To Make Them Up‹: Constructing Polyamorous Languages in a Culture of Compulsory Monogamy. *Sexualities* 9(5), 584-601.
- Schroedter, Thomas; Vetter, Christina (2010). *Polyamory. Eine Erinnerung*. Stuttgart: Schmetterling.
- Schütze, Christian Vasili (2019). *Die Subversion verletzender Worte. Philosophische Untersuchungen zu einer Politik des Performativen*. Dissertation an der Freien Universität Berlin.